**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

**Redaktion und Expedition:**
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
**Filialexpeditionen:**
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

**Haupt-Filiale Dresden:**
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

**Haupt-Filiale Berlin:**
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

**Morgen-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

**Nr. 423.** **Freitag** den 21. August 1903. **97. Jahrgang.**

## Der Geburtstag eines Kaisers.

Aus österreichisch-patriotischen Kreisen wird uns unterm 19. August geschrieben: Kaiser Franz Josef I., dem die Zeitgeschichte längst den Beinamen des „Dulders" verliehen, hat gestern, am 18. August, der für uns Deutsche das Gedächtnis von St. Privat erneuert, seinen 73. Geburtstag gefeiert. Ein trauriges Wiegenfest! Eingeleitet wurde der Tag in Wien durch frei erfundene, aber um so bezeichnendere Börsengerüchte, der Kaiser habe die drückende Bürde seines hohen Amtes von sich gelegt und abgedankt — und noch ehe der Tag unter dem bangen Geflüster der vorgeschriebenen Gebete in den Kirchen sich neigte, krachten weit unten in Kroatien Gewehrsalven der ungarischen Gendarmerie. Die kroatischen Bauern von Zaprestitsch hatten versucht, das Bahnhofsgebäude zu stürmen, um die verhaßte magyarische Trikolore, die dort zu Ehren des Königs gehißt war, herabzureißen. Zwei Bauern überlebten den Geburtstag ihres Königs nicht mehr und neben den Toten wälzten sich noch 27 ihrer Stammesgenossen, teils schwer, teils leicht verwundet, in ihrem Blute. Das war des Kaiser-Königs Geburtstagsschießen . . .

Indessen hatte in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien eine offizielle Geburtstagsfeier ganz eigener Art stattgefunden. Der K. u. K. Generalstab hatte sich wie alljährlich zu einem festlichen Liebesmahle versammelt. Das war an sich nichts Ungewöhnliches; das im Kerne seines Wesens noch heute deutsch gebliebene Heer versäumt keine Gelegenheit, seiner unerschütterlichen Treue für den obersten Kriegsherrn Ausdruck zu geben. Aber diesmal mischte sich noch ein anderer Ton in die Kundgebung der von Sentimentalität und Parteileidenschaft gewiß ganz freien Kriegsmänner. Der in letzter Zeit vielgenannte Chef des K. u. K. Generalstabes, Feldzeugmeister Freiherr v. Beck, konnte nicht unterlassen, des wenig freudenreichen Lebens des Monarchen zu gedenken und der schweren Sorgen, die gerade jetzt sein Herz bedrücken: „Möge der Allmächtige verhüten" — fast klang's wie ein militärisches Stoßgebetlein zu St. Georg dem Reitersmann —, „daß noch schwerere Zeiten eintreten, möge er uns von dem Alb befreien, der gegenwärtig jedes patriotische Herz belastet. Möge Seiner Majestät vergönnt sein, nach so langer und schwerer Regierungszeit beruhigt und zufrieden einem hohen Alter entgegensehen!" Hätte der Redner geahnt, welch trauriges Echo sein Segenswunsch wenige Stunden später in der anderen Reichshälfte finden würde, er hätte den unheimlichen Alb, der nicht nur auf dem Herzen des Monarchen, sondern auf dem Leben des gesamten Staatswesens lastet, vielleicht noch deutlicher bezeichnet.

Aber die Kundgebung des österreichischen Generalstabes spricht auch so eine vernehmbare Sprache; sie gewinnt unter den heutigen Umständen — berechnet oder nicht — fast den Wert einer politischen Armeekundgebung, eines militärischen Pronunziamentos, dessen Sprache auch die verstocktesten Reichszerstörer hören müssen. Zwei Ministerien, von denen das eine auch nur mehr formell seines Amtes waltet, stehen rat- und hilflos vor einer Reichskrisis, deren Ausgang vielleicht für die unglückliche dualistische Ehe der beiden Reichshälften den Anfang vom Ende bedeutet. Die Räte der Krone blicken selbst hülfesuchend nach den zitternden Lippen des greisen Monarchen, um von ihm das erlösende Schicksalswort zu vernehmen: Gewaltsamer Ausgleich oder friedliches Auseinander! Aber während der hart geprüfte Monarch sich am Abende seines Lebens zu einem Gange anschickt, der für ihn vielleicht der schwerste dieses Lebens ist, erwacht in der alten Habsburgerstadt, in der ruhmgekrönten Armee noch einmal der letzte Rest der österreichischen Energie zu einer deutlich gegen Ungarn zugespitzten Huldigung für den Generalissimus der — wie lange noch? — gemeinsamen Armee, für den Kaiser! Denn um des „Königs" willen, den der magyarische Chauvinismus längst zum Götzen seines hochverräterischen Kults entwürdigte, ist schon Blut genug geflossen . . .

Wird der bange Notruf des K. u. K. Generalstabes und seines österreichischen Chefs, der sich bekanntlich als persona gratissima des Monarchen gegen die beabsichtigte Zerreißung der Armee entschlossen wehrt, das kummergebeugte Rückgrat Kaiser Franz Josefs stärken, wenn ihn als „König" in Ofenpest der heuchlerische Jubel „seiner" Magyaren umbrandet? Die skrupellosen Macher dieser Zerstörungspolitik, die sich in ihren Blättern mit stereotyp gewordener Byzantinerphrase vor der „Weisheit" des Königs verneigen, während sie gleichzeitig die Kossuth und Barabas zu den wildesten Angriffen gegen Oesterreich aufstacheln — sie hoffen, ihren Plänen durch den Besuch Franz Josefs in Ofenpest zu einem beispiellosen Triumphe zu verhelfen. Wenn der König, wie geplant ist, in öffentlicher Prozession am Tage des heiligen Stefan hinter der verdorrten Schwurhand, der einzigen Reliquie dieses ungarischen Nationalheiligen, einherschreitet, wenn das zu diesem Schauspiele in Sonderzügen aus ganz Ungarn herbeigeschleppte Landvolk unter dem religiösen Banne des römisch-katholischen Kirchenprunkes steht, seinen König vor dem heiligen Gründer des „marianischen Königreiches" sich in frommer Demut verneigen sieht und unter dem Eindrucke dieser Huldigung vor der „ungarischen Nation" in frenetische Eljenrufe ausbricht, denen unter solchen Umständen nicht einmal die Aufrichtigkeit abzusprechen ist — dann halten die verwegenen Politiker den Augenblick für gekommen, dem erschütterten Willen des Monarchen ihren Willen zu suggerieren und ihm die nationalen Zugeständnisse für das künftige reinmagyarische Nationalheer zu entlocken.

Wie ein bittender Mahnruf in letzter Stunde, diesen Lockungen zu widerstehen, fallen da die wehmütigen Segenswünsche des Generalstabschefs, wie drohende Warnungen fallen da noch nachdrücklicher die mörderischen Geburtstagsschüsse der ungarischen Gendarmerie ins Ohr: Tu's nicht! Denn die Einheit der Armee bedeutet den Frieden der Monarchie, ihre Zerreißung Gewaltherrschaft und Bürgerkrieg! Unter dem Feldgeschrei kroatischer Hülfstruppen, welche die Revolution niederwerfen halfen, hat Kaiser Franz Josef vor 55 Jahren den Thron der Habsburger bestiegen; soll er jetzt vielleicht an der Neige seines Lebens sehen, wie dieselben Kroaten sich in blutiger Erhebung wider den werdenden magyarischen Nationalstaat empören, dem die Schwäche der Wiener Politik sie ausgeliefert hat?

Die Zeiten sind längst vorüber, da ein deutscher Kaiser als Beschützer der Ostmark an der Leitha dem Tribut fordernden Abgesandten aus Halbasien einen räudigen Hund hinwerfen konnte. Ohne schwere Opfer der Dynastie ist heute die Aufrechterhaltung des brüchigen Staatsbandes zwischen Oesterreich und Ungarn nicht mehr möglich, wenn sie es nicht gar vorzieht, das staatsrechtliche „Divorgons!" auszusprechen, um wenigstens in einer Personalunion die Gemeinsamkeit des Dynasten, seines Heeres und damit die äußere Machtstellung der Monarchie zu retten. Wird aber auch noch so viel zu retten sein, damit nicht der Geburtstag des Kaiser-Königs der Schicksalstag Oesterreich-Ungarns werde? Um dieselbe Zeit, da der Dichter J. G. Seidel die österreichische Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser" auf den Namen Kaiser Franz Josefs umänderte, entstand in Oesterreich das Gedicht vom „Glöcklein des Glückes": „Ein König lag am Tode, da rief er seinen Sohn. Er nahm ihn bei den Händen und wies ihn auf den Thron. Mein Sohn, so sprach er zitternd, mein Sohn, den laß ich dir; doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

Nach Eimern zählt das Unglück,
Nach Tropfen zählt das Glück.
Ich geb in tausend Eimern
Zwei Tropfen kaum zurück."

Der junge Thronfolger — so wollte es der sterbende König — sollte ein am Throne angebrachtes Glöcklein nur dann läuten, wenn er sich wahrhaft glücklich fühlte. Er hat es erst erklingen lassen in seiner Todesstunde, als durch das Reich ein einziges Schluchzen der Liebe ging. „Ein wenig freudenreiches Leben" nannte Baron v. Beck gestern in Wien das seines Monarchen. Es ist wirklich, als ob jenes Gedicht auf den Kaiser Franz Josef geschrieben wäre, auf ihn und seinen Nachfolger . . .

## Die Armeen des Drei- und des Zweibundes.

S. R. K. Dem italienischen Generalstabe gebührt das Verdienst, in knapper und übersichtlicher Darstellung die Stärkeverhältnisse und die in den letzten zehn Jahren vorgekommenen Veränderungen der großen europäischen Armeen zusammengefaßt zu haben. Dieser Arbeit sind folgende Angaben entnommen:

Vom Jahre 1862 bis 1903 hat das italienische Militärbudget zwischen dem Höchstbetrage von 248 Millionen und einem Minimalbetrage von 224 Millionen Lire geschwankt; augenblicklich beläuft es sich auf 239 Millionen. Der Durchschnitt desselben beträgt 236½ Millionen, von denen 16 Millionen auf die außerordentlichen Ausgaben entfallen. Die Stärkeverhältnisse der Armee bewegten sich zwischen 232 162 und 207 088 Mann. Der heutige Effektivbestand der Armee ist 217 752 Mann; das Mittel in der etatsmäßigen Stärke des Heeres während der genannten zehn Jahre beläuft sich auf 221 388 Mann, die sich mit 13 656 auf die Offiziere und mit 207 732

## Feuilleton.

### „Nun danket alle Gott!"

Von Moritz Lilie.

Nachdruck verboten.

Es war im Jahre 1648. Seit drei Jahrzehnten schon tobte der schrecklichste aller Kriege durch die deutschen Gauen, überall rauchende Trümmer und Leichen, Jammer und Elend hinterlassend. Das Uebermaß der Prüfungen, die kein Ende nehmen wollten, hatte das Volk in einen Zustand der Apathie versetzt, aus dem es sich nicht mehr aufzurafen vermochte; es war fast unempfindlich geworden gegen die furchtbaren Drangsale dieses Krieges, dessen schauerliches Gefolge Pest und Hungersnot bildeten.

Auch die kurfürstlich sächsische Stadt Eilenburg hatte schwer gelitten. Zweimal hatten die Schweden und einmal die Kaiserlichen die Brandfackel in das harmlose Städtchen geworfen, und von den 894 Häuschen, welche der Ort damals zählte, nicht weniger denn 618 in Schutt und Asche gelegt. Viermal während des Krieges wurden die Bewohner von der Pest heimgesucht, die Hunderte von Menschenleben erbarmungslos dahinraffte, und was die Seuche verschonte, das fiel dem Hunger und den Grausamkeiten der Feinde zum Opfer. Die einst so blühende, gewerbfleißige Stadt war verödet; nur hin und wieder schlich eine abgemagerte Jammergestalt durch die menschenleeren Gassen, um irgendwo einen Bissen Brot zu erbetteln.

In der niedrigen Stube seines Pfarrhauses saß der treue Seelsorger der Stadt, der Archidiakonus Magister Martin Rinckart, umweht von ihm an dem Fenster mit den kleinen runden Butzenscheiben sein Töchterlein Elsbeth. Der Geistliche war ein würdiger alter Herr; silberne Locken umrahmten das gefurchte Antlitz, auf welchem der Ausdruck von Milde und Gottvertrauen lagerte. Vor ihm auf dem Tische lag die aufgeschlagene Bibel, aber er las nicht darin, sondern hatte sich in dem alten lederbezogenen Sorgenstuhl zurückgelehnt und schaute bekümmerten Blickes auf sein Kind. Elsbeth hatte die Hände mit der Näherei sinken lassen und ihre Augen ruhten sinnend auf den letzten Kindern des Spätherbstes, die in dem Gärtchen vor dem Hause ihre bunten Blumenköpfe der Oktobersonne zuwendeten. Es war ein stilles, bleiches Mädchen, schön wie die Madonna des Raffael, aber auch so ernst und gramerfüllt wie diese. Die wunderbaren blauen Augen blickten so träumerisch und doch so sehnsuchtsvoll, als suchten sie das verlorene Glück, und um die edle Stirn hatte der Kummer jenen leichten Schleier gewoben, der den inneren Seelenschmerz verrät.

„Woran denkst du?" fragte der Pfarrherr in mildem Tone, indem er zu seiner Tochter herantrat und seine Hand auf ihre Schulter legte. Elsbeth schlug die Augen nieder und eine dunkle Röte stieg in ihre sonst so bleichen Wangen.

„Es ist wieder Bernhard, der wilde, unbändige Knabe, welcher deine Gedanken beschäftigt", fuhr Rinckart fort, „und doch weißt du, daß längst jede Hoffnung auf dessen Rückkehr schwand. Drei Jahre sind es her, daß er sich von den Soldaten des Kurfürsten anwerben ließ, und nur ein einziges Mal hörtest du in dieser langen Zeit von ihm, als er schon nach wenigen Wochen seinen bekümmerten Eltern meldete, er liege verwundet in einer kleinen Stadt Thüringens. Seitdem hat niemand wieder etwas von ihm erfahren und ohne Zweifel ist auch er ein Opfer dieses entsetzlichen Krieges geworden."

„Du glaubst, Bernhard sei tot?" fragte das junge Mädchen hastig mit zitternder Stimme.

Der Greis nickte.

„Gewöhne dich an diesen Gedanken, mein Kind", beruhigte er; „wie so viele unserer Söhne und Brüder schlug auch er sein Leben für unsere heilige protestantische Sache in die Schanze. Für sein Vaterland und seinen Glauben zu sterben, ist süß; beweine den Heldenjüngling nicht, sondern preise sein Geschick."

Er hatte die letzten Worte mit erhobener Stimme gesprochen, während Elsbeth das Gesicht mit beiden Händen bedeckte und leises Schluchzen ihren Körper durchzitterte.

„Bernhard Andrä hat seinen Eltern schweren Kummer bereitet, daß er mit den kurfürstlichen Söldnern hinauszog, einem ungewissen Schicksal entgegen", sagte Rinckart mehr zu sich selbst, als zu seiner Tochter. „Sein Vater war damals noch ein wohlhabender Tuchmachermeister; acht Knappen*) sahen hinter den Webstühlen und seine Waren wurden weithin versandt, waren vielbegehrt und hochgeschätzt. Der Sohn sollte das väterliche Geschäft übernehmen und bei seiner Klugheit und Tatkraft durfte der Vater unbesorgt in die Zukunft blicken. Jetzt ist der alte Mann ebenfalls verarmt; der Krieg hat ihm um Hab und Gut gebracht und den einzigen Sohn, der ihm jetzt Hülfe und Stütze sein sollte, trieb sein Feuereifer hinaus in das Gewühl der Schlachten. Einsam und freudlos, unter Sorgen und Entbehrungen, muß nun das Greisenpaar den Rest seiner Tage hinbringen, — ein hartes, unverdientes Los."

Der Geistliche war ans Fenster getreten und schaute sinnend hinaus ins Weite. Auch seine Tochter hatte ihre Näharbeit wieder aufgenommen, aber ein tiefer, schmerzlicher Ernst lagerte auf ihrem bleichen Antlitz.

Plötzlich zeigte sich auf den sonst so öden Straßen des Städtchens ungewöhnliches Leben. Die wenigen hundert Bewohner, welche Eilenburg noch zählte, schienen samt und sonders auf den Beinen zu sein und eilten vereinzelt und in kleinen Trupps an dem Pfarrhaus vorüber, einer bestimmten Richtung zu. Der Magister hörte zwar, wie sich einzelne der Dahineilenden anriefen, er sah, daß sie sich zuwinkten und mit der Hand vorwärts deuteten, aber er wußte nicht, um was es sich handle, und als er das Fenster öffnete, um zu fragen, da war die Gasse wieder einsam und still wie ein Friedhof.

„Der Himmel behüte uns vor neuem Unheil!" flüsterte der Pfarrer und faltete unwillkürlich die Hände. „In der Gegend von Halle haben sich, wie man erzählt, wieder einzelne schwedische Streifpatrouillen gezeigt; wenn sich das bestätigt, so sind wir auch hier keine Stunde vor diesen Unholden sicher. Geh, Elsbeth, suche wieder dein verborgenes Hinterstübchen auf, dort bist du vor den wilden Kriegsleuten geborgen."

Das Mädchen nahm sein Arbeitskörbchen, drückte dem Vater einen Kuß auf den Mund und verließ das Zimmer, während Rinckart sich wieder an den Tisch setzte und die Bibel zur Hand nahm. Er hatte das Buch Strach aufgeschlagen und begann das 50. Kapitel zu lesen. Er war bis zum 24. Vers gekommen, welcher mit den Worten beginnt: „Nun danket alle Gott, der große Dinge tut an allen Enden", als unvermutet ein schmetterndes Trompetensignal an sein Ohr schlug. Kopfschüttelnd erhob sich der Geistliche, bedeckte das Haupt mit dem schwarzen Sammtkäppchen und trat hinaus auf die Straße.

„Das sind keine schwedischen Leute", sagte er leise zu sich selbst, „diesen hellen Ton haben nur die Trompeten unseres kurfürstlichen Heeres."

Draußen auf der Straße hatte sich ein Volkshaufen um einen Reiter gruppiert, welcher die Uniform der kursächsischen Dragoner trug. Zum größten Erstaunen Rinckarts lachten und jubelten die Menschen, daß es weithin hörbar war, fielen sich in die Arme und tanzten wie toll umher. Der alte Mann traute seinen Augen kaum, denn dieser Uebermut in so ernster Zeit erschien ihm wie ein Frevel, und er beschloß, die Leute zu ermahnen und von ihrem törichten Beginnen zurückzuhalten.

Inzwischen war der Trompeter, umgeben von der Menge, näher gekommen und hatte seinem Instrument eine kurze, aber frische Melodie entlockt. Dann rief er mit lauter Stimme: „Ich verkündige dieser Stadt, daß der Krieg ein Ende hat und am 24. Oktober zu Münster in Westfalen der Friede unterzeichnet worden ist." Wieder folgte ein lustiges Signal, dann ritt der Soldat weiter.

Der Trompeter hatte wahr gesprochen; nach dreißig langen, schrecklichen Kriegsjahren war endlich dem Lande der Frieden zurückgegeben, dem Morden und Würgen ein Ende bereitet worden. Der Dragoner kam von Leipzig und eilte nach Torgau zum Kurfürsten, um diesem die frohe Kunde zu überbringen; unterwegs aber sollte er in Stadt und Dorf die große Neuigkeit ausrufen. Tief bewegt trat Rinckart in sein Zimmer, wo auf dem Tische noch die aufgeschlagene Bibel lag. Sein Auge fiel auf die eben erst gelesenen Worte: „Nun danket alle Gott", und es überkam ihn wie heilige Begeisterung; er ergriff die Feder, und als ob ein Cherub ihm die Worte diktiert hätte, floß ihm das innige Dank- und Loblied aufs Papier:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen!"

Dann nahm er ein zweites Blatt Papier zur Hand und entwarf darauf die einfache und doch so erhebende Melodie und auch hier war es, als schreibe nicht er die Musik, sondern als folge er einer höheren Eingebung.

Vom Markte her erscholl lauter Jubel; der Alb, der jahrzehntelang auf dem Volke gelastet hatte, war von ihm genommen und zum ersten Male wieder nach unendlicher Trübsal gab es sich lauter Fröhlichkeit hin. Und als der würdige Seelsorger mit seiner lieblichen Tochter erschien, da brauste ihm ein langanhaltender Freudenruf entgegen. Rinckart aber winkte mit der Hand, zum Zeichen, daß man ihn anhören solle, und sofort trat Totenstille ein. Da zog der Greis das eben gedichtete Lied aus der Tasche, kniete entblößten Hauptes nieder und mit lauter Stimme hallte es aus seinem Munde zum Himmel empor: „Nun danket alle Gott mit Herzen Mund und Händen!" Und wie auf Verabredung sanken auch alle Anwesenden in die Knie und lauschten mit stiller Andacht den tiefergreifenden Tönen dieses Liedes, das im jetzigen feierlichen Augenblick zum ersten Male seine erhebende Wirkung ausübte. — —

Wenige Tage später lockte Hufschlag die Bewohner Eilenburgs an die Fenster und die Jugend auf die Straße. Es waren drei kurfürstlich sächsische Kürassiere, die im Trabe in die Stadt gesprengt kamen und zur großen Verwunderung der Nachbarn vor dem Hause des Tuchmachermeisters Andrä Halt machten. Das Pickett bestand aus einem Rittmeister und zwei Unteroffizieren, deren staubbedeckte Kleider und schweißtriefende Rosse bewiesen, daß sie einen scharfen Ritt hinter sich hatten. Der Offizier schwang sich aus dem Sattel und eilte ins Haus, während die beiden Soldaten nach dem nächsten Gasthause ritten und ihre müden Tiere in den Stall zogen.

Nur kurze Zeit weilte der Rittmeister im Hause des Tuchmachers; dann trat er wieder auf die Straße heraus und schlug raschen Schrittes den Weg nach dem Pfarrhaus ein. Wieder saß der Geistliche in seinem Sorgenstuhl und blickte heiter auf sein Kind, das am Fenster Platz genommen hatte und eifrig nähte. Elsbeth sah gar nicht mehr so bange und niedergeschlagen aus; seit Verkündigung des Friedensschlusses schaute sie hoffend und vertrauend in die Zukunft. Da vernahm sie von draußen vor dem Gärtchen Sporengeklirr, überrascht schaute sie auf und mit dem Jubelruf: „Bernhard!" stürzte sie dem Rittmeister entgegen. Kopfschüttelnd folgte ihr der Vater, aber noch ehe er ins Freie gelangt war, traten ihm die jungen Leute strahlend vor Glück und Freude entgegen.

Und nun ging's ans Erzählen. Als Gemeiner hatte sich Bernhard Andrä anwerben lassen, als Rittmeister kehrte er zurück. Seine außerordentliche Tapferkeit lenkte die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf ihn, er stieg rasch von Stufe zu Stufe aufwärts und nach geschlossenem Frieden traf ihn die Nachricht, daß der Kurfürst von Sachsen ihn zum Schloßhauptmann von Wittenberg ernannt habe, eine Gunstbezeigung, die er ebenfalls seinen militärischen Verdiensten verdankte. Jetzt war er im Begriff, nach Torgau zu gehen, um sich beim Kurfürsten zu melden und dann die Uebersiedelung nach Wittenberg vorzubereiten.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1648 legte der würdige Archidiakonus Rinckart vor dem Altar der Stadtkirche zu Eilenburg die Hände der Liebenden zum Bunde fürs Leben ineinander und wenige Tage später zog das junge Paar in sein neues Wittenberger Heim.

Nicht lange sollte der alte Pfarrherr Zeuge des Glückes seiner Kinder sein, denn schon ein Jahr später, am 8. Dezember 1649, legte er sich zum Sterben. Sein Andenken aber lebt im Liede fort, das als Dankeshymnus seit Jahrhunderten auf blutigem Schlachtfeld nach errungenem Sieg, wie nach glücklicher Beendigung der Werke des Friedens zum Himmel emporstieg und gesungen werden wird, so lange es ein protestantisches Kirchenlied gibt.

*) Die Gesellen dieses Handwerks wurden „Tuchknappen" genannt.